

Frauenstimme

Nr. 14 * 45. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

5. Juli 1928

Gegen das Volksgift.

Von Chloroform, Morphinum und Alkohol.

Die Menschen kennen eine Reihe von sogenannten Rauschgiften, zum Teil schon seit uralten Zeiten. Das sind Mittel, durch deren Genuß man sich über Schmerzen, wohl auch über trübe Gedanken vorübergehend hinweghelfen kann.

Unsere Ärzte operieren kaum mehr ohne Narkose; denn die furchtbaren Schmerzen, die ein Operierter auszuhalten hätte, würden eine Nervenleistung von ihm verlangen, die man ihm besser erspart. Chloroform oder Aether

lassen ihn unempfindlich werden, natürlich nicht ohne daß dadurch seinem Gehirn und Nervensystem auch ein gewisser Schaden geschieht. Narkose heißt Lähmung gewisser Hirnzellen, von deren Tätigkeit unser bewußtes, waches Leben abhängt. Eine einmalige Narkose wird mit einer einmaligen Schwächung dieser Nervenzellen bezahlt. Der Körper aber hat die wunderbare Fähigkeit alles Lebendigen, Schäden wieder auszugleichen, und diese Fähigkeit ist vielleicht am stärksten während der Bettruhe des Gesunden, wo alles eben nur auf die Wiederherstellung der Gesundheit eingestellt ist. So wirkt diese Narkose sehr segensreich. — Auch noch anderer Rauschgifte bedient sich der Arzt. Durch **Morphium** einspritzungen übertönt er die beunruhigenden Schmerzen, die den Kranken hindern, still zu liegen und die Heilkräfte der Natur wirken zu lassen. Durch **Morphium** einspritzungen erleichtert er dem hoffnungslos Kranken die letzten qualvollen Tage oder Stunden, hält ihn in einem tröstlichen Dämmerzustand und hilft ihm auf diese Weise den Weg in das Nichts ohne allzu große Qualen zu finden. Es ist Sache des Arztes, genau abzuwägen, wie weit er hier helfen darf. Und Vorsicht ist geboten. Gar mancher Genesene beßmut sich wohl noch darauf, unter wie großen Qualen es ihm erst möglich geworden ist, die während der Krankheit gewohnt gewordene Morphiumdosis sich wieder abzugewöhnen. Der Körper und besonders das Nervensystem hatten sich an diese Lähmungsercheinungen durch die Morphiumspritze gewöhnt. Er sehnte sich nach diesen betäubenden Wirkungen, auch wenn die Schmerzen nicht mehr da sind.

Nun hilft uns hier das Gesetz. Der Laie darf sich nicht selbständig Morphinum verschaffen. Hält der Arzt es nicht mehr für nötig, so muß der Körper mit der Entziehung fertig werden, und er wird es natürlich auch, wenn nicht Sorglosigkeit des Arztes eine zu feste Gewohnheit geschaffen hat, und wenn nicht etwa eine ererbte Neigung des Menschen zur Betäubung durch Rauschgifte, eine ererbte Schwäche seines Seelenlebens der Rauschgiftwirkung so entgegenkommt, daß

auch schon an sich geringe Gaben, die im allgemeinen unschädlich sind, einen solchen Hunger nach diesem Gift erzeugen, daß der Kranke zum Morphinisten wird.

Am leichtesten geschieht das beim Arzt, der ja das Recht hat, Morphinum zu verschreiben. Aber auch andere Menschen fallen so stark in diese Gewohnheit, daß sie auf tausend schwierigsten Umwegen sich das Geld verschaffen, es vielfach mit dem wirtschaftlichen Ruin ihrer Familie erkaufen und selbst einem qualvollen zerrüttenen Niedergang verfallen.

So steht es auch noch mit jenem berühmten weißen Pulver, dem — **Kofain**, das in gewissen Kreisen der Welt nach dem Kriege viel genommen, durch Schmuggler und Hefler in den Handel gebracht wurde. Aber Kofain und Morphinum und die meisten anderen Rauschgifte, die dem freien Handel entzogen sind, haben eigentliche soziale Bedeutung nicht erlangt.

Von gesellschaftlicher Wichtigkeit ist nur das Rauschgift **Alkohol** geworden. Denn dieses Gift wird in verhältnismäßig starker Verdünnung als Schnaps, Bier oder Wein in ungeheuren Mengen hergestellt, ist frei verkäuflich und kann seine Wirkungen insofern auf einen ganz großen Kreis von Menschen ohne jede äußere Hemmung ausüben.

Die Wirkungen sind ja bekannt. Wir alle kennen Lebensgeschichten von Menschen, die einmal brav, begabt und voll Hoffnung auf eine schöne Ge-

staltung ihres Lebens angefangen haben; irgendwo haben sie dann den regelmäßigen Trunk gelernt, vielleicht als Studenten bei ihren Korporationen, vielleicht als junge Arbeiter, die sich aus der Not der zu engen Wohnung ins Wirtshaus flüchteten. Es ist in der heutigen Gesellschaft nichts leichter zu lernen als das Trinken. Nur sehr gefährdete Menschen werden schon jung zum Trinker. Meist geschieht das erst in den Dreißigern.

Die Wirkung ist sehr allmählich. Ich denke an eine Köchin, eine besonders tüchtige Frau, die nach ihrer Lehrzeit sich zu einer gewissen Berühmtheit als Köchin eines Restaurants am Rhein aufschwang. Arbeit am heißen Herd, Arbeit mit den Massen von Fleisch und anderen Lebensmitteln, das verschlägt ja so einer Köchin leicht den Hunger. Und zu ungeheurer vielen Speisen, Saucen, braucht sie einen Schuß Akerat, ein Glas Weißwein, und wenn sie sich schlecht fühlt, dann hilft sie sich über diese Schwäche dadurch, daß sie einen kleinen Schluck trinkt und doppelt gut geht die Arbeit weiter.

Und den Gästen draußen, den fröhlichen Rheinländern, schmeckt es! Gern lassen sie die Köchin kommen und laden

Die Linden blühen.

Trotz Stahl und Stein, und Qualm und Dampf,
Trotz Asphalt, Lärmen und Gestampft
Ist über greller Großstadtnacht
Die Lindenblüte aufgewacht.
Sie hängt in goldnen Tropfen
Und läßt das Herz dir klopfen.

Auf einmal mußt Du stille stehen.
Du atmest tief, mußt aufwärts lehn.
Wie's aus den Blätterherzen quillt,
Wie süßer Duft verebbt und schwillt.
Und jede Lindenblüte
Wird sommerliche Güte.

Schon stehen andre wie gebannt
Und fühlen Dorf und weites Land.
Sie seh'n sich an und blicken groß.
Und Worte ringen tief sich los,
Und sind wie tausend Lieder:
Die Linden blühen wieder.

Bruno Schönlanck

man ihr in die Küche bringt. So setzte sich die Gewohnheit bei ihr fest. Als ich sie kennen lernte, war sie nahe an 40. Sie hatte eine Tochter, erzog sie sorgfältig, konnte sie aber doch nur schwer hüten, da sie ja eben täglich bis tief in die Nacht auswärtig war; um so weniger, als sie mit ihren knapp 40 Jahren schon Trinkerin war. Schwankend ging sie nachts durch die dunklen Straßen heim, fand nicht immer den Heimweg. Die Polizei wurde aufmerksam. Und bei einem ganz leichten Vergehen ihres Kindes nahm man ihr das Kind, gab es in Fürsorgeerziehung und nahm ihr damit den eigentlichen Halt, den lebendig gefühlten Zweck ihres Lebens.

Es gelang mir damals nicht, ihr zu helfen. Gerade weil sie so verzweifelt war über die Trennung von ihrem Kind, gerade deshalb konnte sie die Trennung nicht bei hellem Bewußtsein ertragen, und so fand sie den Weg zur Flasche immer schneller, und es schien hoffnungslos um sie zu stehen. Da brach der Krieg aus. Und nach einiger Zeit stellte sich auch der Mangel an alkoholischen Getränken ein. Sie fand Arbeit, sie konnte sich halten, da es ja nichts für sie zu trinken gab, und als ich sie das letzte Mal sah, war ihre erwachsene Tochter bei ihr, und ich konnte hoffen, daß sie gesund und in Ehren ihr Leben zu Ende bringen könnte.

Aber wieviel andere Geschichten könnte ich erzählen, wo gerade die begabtesten Menschen sich gegen die dauernde Versuchung, die der ungehemmte Alkoholverbrauch bedeutet, nicht wehren konnten. Bielschlag ist natürlich eine besondere Anlage der eigentliche Grund der Trunksucht, eine feilische Schwäche, ohne die der betreffende Mensch wohl beim mäßigen Trunk geblieben wäre. Solche Menschen sind schwer oder gar nicht heilbar.

Am allerschwersten jugendliche Trinker. Und deswegen ist es so besonders wichtig, daß wir uns mit der Frage des Schutzes der Jugend vor dem Alkoholgenuß beschäftigen, wie es ja auch eine Menge Anträge des deutschen Reichstages einmütig getan haben. Als nämlich der Reichstag gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Kommunisten einen wirksamen Kampf gegen die Schäden, die der Alkohol anrichtet, abgelehnt hatte, da suchte er vor sich selbst das Gesicht zu wahren, indem er wenigstens den Schutz der Jugend beantragte. Solange das gesamte Volk freien Zutritt zu jeder bezahlbaren Masse des Getränkes hat, kann das ja nur durch eine starke, bewußte Erziehung geschehen, und wir wissen es: die Befreiungsarbeit einer Klasse kann immer nur ihr eigenes Werk sein! So können wir auch den Jugendalkoholismus nur bekämpfen, indem wir die Jugend selbst zu diesem Kampf aufrufen. Unsere Arbeiterjugend hat diesen Ruf gehört und ist Willens, diesen Kampf zu kämpfen.

Aber er ist schwer; denn das Alkoholkapital ist heute ungeheuer stark. Eine Bodenschicht, die ungefähr so groß ist wie der ganze Freistaat Baden, dient als Anbaufläche für Trauben, Braugerste, Hopfen und diejenigen Kartoffeln und Getreidearten, die zur Schnapsherstellung gebraucht werden. Wir gaben im Jahre 1926/27 4½ Milliarden für alkoholische Getränke aus, während die Einkommensteuer des Reiches in dieser Zeit nur 2¼ Milliarden, die Spareinlagen der deutschen Sparkassen damals insgesamt nur 2½ Milliarden betragen.

Auch hat sich das Alkoholkapital in mustergültiger Weise organisiert. Vor dem Kriege hatten die Vereinigungen der Brauer die Gewohnheit, gegen den Schnapsverbrauch und für mäßigen Bierverbrauch zu kämpfen. Heute ist neben diesen vertikalen Unternehmerorganisationen die horizontale Bindung des gesamten Alkoholgewerbes sehr stark geworden und ihre Ablehnung gegen jede gesetzliche Einschränkung des Alkoholverbrauchs ist ganz systematisch. Das internationale Alkoholkapital ist fest entschlossen, jede kleinste Einschränkung des Verbrauchs genau so zu bekämpfen, wie es die Trockenlegung, das Alkoholverbot, bekämpfen würde. Und so hat es auch den bescheidenen Antrag, den Finnländer, Polen, Schweden, Belgier, Dänen und die Tschechoslowaken an den Völkerbund im letzten September gestellt haben, zu Fall gebracht. Dieser Antrag wollte nichts, als einen Ausschuß zum Studium der Alkoholfrage einsetzen. Das Alkoholkapital hat die größten Mittel angewandt, um diesen Antrag zu Fall zu bringen.

Ich meine, auf die Dauer könne das nicht gelingen. Denn eine ganze Menge anderer Völkerbundsorgane, der Ausschuß für die Bekämpfung des Mädchenhandels, der Ausschuß für Kinderwohlfahrt und andere sozialpolitische Ausschüsse haben immer wieder den Finger auf diesen Punkt gelegt: Wie sollen wir die Wohlfahrt der Kinder heben, wenn wir keinen wirksamen Schutz der Jugend gegen Alkohol erreichen?

heute geltenden Verbot des Verkaufs alkoholischer Getränke an Kinder und des Verkaufs von Schnaps an Jugendliche unter 18 Jahren, wäre wohl die Hauptaufgabe die, den Gemeinden selbst ein Recht zu geben, die Zahl der Alkohol verlaufenden Wirtschaften zu vermindern, das sogenannte Gemeindebestimmungsrecht. 2½ Millionen Stimmen haben sich dafür erhoben. Es war die größte Petition, die dem Reichstag bisher vorgelegt worden ist, und wie der Reichstagspräsident Löbe bei ihrer Empfangnahme in seiner hellen, ermutigenden Art sagte, die erste große Petition nach dem Kriege, die rein vom ideellen Standpunkt aus gestellt wird, ohne wirtschaftliche Vorteile für einzelne zu erstreben.

Die Abstimmung entschied gegen dieses Gemeindebestimmungsrecht, und augenblicklich sammelten sich die alkoholgegnerischen Organisationen erst sehr mühsam wieder zu neuer Arbeit nach dieser Niederlage. Sie können gar nicht wünschen, daß wir in Deutschland von heute auf morgen etwa zu einem Verbot der Herstellung und des Verkaufs alkoholhaltiger Getränke kämen; ein Gesetz muß seinen Halt in der Volkssitte haben. Der ist schon in Amerika zu schwach, bei uns würde er ganz fehlen.

In Amerika war es die unglaublich starke Methodisten-gemeinschaft, unterstützt von der bürgerlichen Frauenwelt, die dieses Verbot durchgesetzt hat. Das Verbot bringt der Jugend und dem einfachen Arbeiter großen Segen. Auch die gegnerischen „nassen“ Zeitungen müssen anerkennen, daß die Sterblichkeitsziffer sinkt mit der immer besseren Durchführung des Verbots, daß ein Drittel aller Gefängnisse geschlossen werden konnte und daß demgegenüber eine Zunahme der Kriminalität durch die unglaubliche Fülle von Vergehen gegen das Verbot selbst, Alkoholschmuggel, heimliche Brauereien, nur in den von Polen, Italienern und deutschen Auswanderern stark besetzten Städten wie Chicago und New York eingetreten ist. Die beiden Präsidentschaftskandidaten, Hoover und Al Smith, haben beide ihre Stellung zum Verbot dargelegt. Hoover erklärt sich für „trocken“, Smith wird von den „Nassen“ auf den Schild gehoben. Aber auch er fordert in seiner Programmrede, daß das Gesetz durchgeführt wird.

Wir sehen, welch große nationale und internationale Bedeutung die Alkoholfrage im heutigen politischen Leben hat. Gerade in dieser Frage stößt das Privatinteresse des einzelnen mit den großen politischen Entscheidungen zusammen. Und darum ist es gut, daß sich neben der Vorkämpfertruppe unseres Deutschen Arbeiter-Absinenten-Bundes (Berlin SO. 16, Michaelkirchplatz 4) auch die Arbeitsgemeinschaft Sozialistischer Alkoholgegner gegründet hat, die unter Severings Vorsitz den Kampf der Arbeiterklasse gegen die Ausbeutung durch das Alkoholkapital führt.

Die sozialdemokratischen Alkoholgegner sind auch international organisiert, und sie werden auf dem kommenden Gewerkschaftskongress vertreten sein.

Hildegard Wegscheider.

Bürgerliche Frauenbewegung und wir.

Frauentagung in Köln-Pressa.

Von Alma Würth.

Vom 26. bis 28. Juni trafen sich tausende von Frauen in Köln, um über Frauendinge zu sprechen, und die Ausstellung „Frau und Presse“, die innerhalb der imponierenden Gesamtleistung der „Pressa“ einen so bescheidenen Raum einnimmt, zu besuchen.

Wesen und Wirken weiblicher Kulturschöpfung — nannte sich die Tagung, die eine Deutung und Beleuchtung der Abteilung „Frau und Presse“ auf der „Pressa“ darstellen sollte. Also eine Art Randbemerkung sollte das Zusammentreffen der Frauen in Köln sein, eine Randbemerkung zur „Pressa“, soweit sie die Frau anging. Man muß als Sozialistin in die Frage stellen: Was geht uns die bürgerliche Frauentagung an? Direkt nichts — aber indirekt viel. Wenn auch die sozialistische Frau andere Sorgen hat, als die mehr ideologisch orientierten Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung, und wenn wir auch viel mehr dem Ernst und den Schattenseiten des Lebens ausgeliefert sind, als diese, so bedingt doch die Geschlechts-einheit, daß auch die sozialistische Frau Weg und Ringen der bürgerlichen Frau verfolgt. Es mag für diese Betrachtung etwa gelten, was die Führerin der weiblichen Angestelltenorganisation in ihrem Vortrag im Hinwels auf das Sowjethaus der „Pressa“ aussprach: „Man kann auch von denen lernen, deren Ziel man nicht teilt.“

Die Beteiligung war sehr groß: 6000 Frauen wohnten der Eröffnung in der Messehalle bei. Eine Ballung von Frauenintelligenz, eine Zusammenführung vieler Frauen mit Namen, ein Sichbegegnen

danken das verstaubte Requisite der vormärzlichen „Frauenemanzipation“ gegenüberstellte. Ein lebendiger Beweis für die Wandlung des Frauentypus in den letzten zehn Jahren. Der „Blaustrumpf“ ist ausgestorben. Nicht mehr Stehtragen und Schlips erbringen den Befähigungsnachweis der geistig bewegten Frau. Sie will Frau bleiben im Äußeren und Innern — und dennoch der Welt etwas von ihrem Geiste geben.

Hochgefühl über diese oder ähnliche Empfindungen beherrschte die Frauentagung. Die Älteren und Jüngeren freuten sich der Wandlungen und des Fortschritts.

Und wir: Wir wollen nicht vergessen, daß unsere Weltanschauung, daß es der Sozialismus war, der für diese Gleichberechtigung und Gleichbewertung der Frau gekämpft und sie schließlich erreicht hat. Das wird immer vergessen in der bürgerlichen Frauenbewegung. Man nimmt die Erfolge hin, für die einzelne Frauen gekämpft haben. Aber nie hätte die Frau ihre heutige Stellung in der Öffentlichkeit erreicht, wenn die Sozialdemokratie nicht die Sache der Frau zu ihrer Sache gemacht hätte. Dies ist der Punkt, wo die stets gesuchte und gewährte „politische Neutralität“ in den Frauenbestrebungen keinen Sinn hat. Man kann nicht für Ziele kämpfen, ohne kämpferisch sie zu betonen.

Gertrud Bäumer, die Inspiratorin der Tagung, sprach über die „Weibliche Bestimmung im Wandel geschichtlicher Lebensformen“. Es war ein großangelegtes Referat über den Dualismus der weiblichen Bestimmung als Gattungswesen und als Persönlichkeit. Ueber die primitive, nur an die Natur gebundene Weiblichkeit des Altertums, über die erste geistige Betätigung der Frau im Mittelalter, bis zu dem Typus der jede Geschlechtsgebundenheit verleugnenden Frau des ausgehenden 20. Jahrhunderts, führte die Rednerin die Stufen der Entwicklung. Heute seien die Anfänge erkennbar für die nächste Stufe, das ist die Vergeistigung der Mutter-schaft.

Zwingende Logik ist Gertrud Bäumer zu eigen. Nur wenn sie die Begriffe „sittlich“ und „christlich“ in ihre klugen Gedanken mischt, erinnert sie uns, daß sie ja die Verantwortliche für das überflüssige Schuß- und Schundgesetz ist.

Das Wesen weiblicher Kultur wurde in vier Bildern enthüllt, die in Vorträgen über weibliche Persönlichkeiten vor die Zuhörer hingestellt wurden. Hauptsächlich trotz Dr. Marianne Weber mit ihrem Bild der Karoline von Humboldt, und dann in freiester Deutung Paula Dilendorfs das Porträt der Rahel Barnhagen. Es kam in diesen Charakterbildern die Stellungnahme zu Welt und Menschen der jeweiligen Vortragenden heraus. Eine aufschlussreiche Betrachtung, die Gegenwartswert besaß.

Die Stadt hatte am Abend einige Hundert Frauen in den Gürzengien geladen, dessen altägyptischer Reiz durch verschwenderischen Blumenschmuck gehoben wurde. Es wurde an dem Abend viel von „deutschen“ Frauen geredet, und die Anwesenden fühlten sich durch diese Apostrophierung in gehobener Stimmung. Es ist unbegreiflich, daß auch kluge Frauen diese Komplexe nationaler Ressentiments nicht loswerden! Auch ausländische Vertreterinnen sprachen, es herrschte eine starke Welle innerer Verbundenheit unter den Frauen, an der die schöne Gestaltung des Abends durch die Stadt Köln ihren Anteil hatte. Der Höhepunkt war die Huldigung der Jugend vor der Seniorin der Frauenbewegung, Helene Lange.

Ueber Frau und Wirtschaft wurden drei Vorträge gehalten. „Die Wirtschaft und ihre Form als persönliches und soziales Schicksal“ behandelte Frau Dr. H. Meuthen, Köln, sehr tiefgehend, aber ohne die Schlussfolgerung, zu der wir bei einer Betrachtung der heutigen Wirtschaftsform kommen. Sie zitierte sehr oft Marx als Wissenschaftler, hoffte aber die Schädigungen, die der Mensch in seinem sozialen und persönlichen Geschick durch die heutige Wirtschaftsform erleidet, dadurch zu parieren, daß die Gesellschaft Umgestaltungen zugänglich und die Frau vor allem dem Objektivierungsprozeß nicht so sehr unterworfen sei. Greifbar nahe lag hier die Brücke zum Sozialismus. Aber man machte nur Feststellungen, keine Auseinandersetzungen.

Näher heran schob sich das Referat von Katharina Müller, Führerin des Verbandes weiblicher Angestellter, die über die erwerbstätige Frau in der Wirtschaft sprach. Die schaffende Frau erstand, die Arbeiterin der Hand, ihre Arbeits- und Lohn- und Lebensverhältnisse. In diesem Kreis der akademischen und sozial höhergestellten Frauen, die zum großen Teil von dem Leben der Arbeiterin und der Angestellten ein falsches, sehr oft durch Verachtung getrübbtes Bild sich machen, wirkten die auf die Tatsachen hinweisenden, eifrig jede Schärfe vermeidenden Ausführungen der Führerin der Angestellten wie eine Offenbarung. Man war voll des Lobes über dieses Referat, und voll des Verstehenswollens der arbeitenden Frauenschaft. Aber diese Seelenbereitschaft hat leicht das Odium des Herabneigens zu den „unteren“. Die bürgerlichen Frauen müssen noch viel lernen, wenn sie ihre Proklamierung der Persönlichkeit im Berufsleben durchführen wollen.

Dasem zu totetieren. Wer ihn führen muß, dem zwingen sich die Kampfgebanten auf, wie dies Katharina Müller in der Notwendigkeit der Organisierung aller arbeitenden Frauen darlegte.

Das Referat: Das Heim und die Wirtschaft von Gräfin Keyserling war ein Spaziergang auf bekannten Wegen, sagte uns nichts und den Anhängern nicht viel.

Das nahegelegene Thema „Frau und Presse“ erfuhr Beleuchtung in drei Vorträgen. Ueber Kultur, Presse und Frau, sowie über den Wirkungsbereich der Frau in der Presse äußerte sich Oberin D. von Tiling von einem hohen Gesichtspunkt aus. Das Referat sah in der positiven Arbeit der Presse Kultur, in der negativen Zivilisation, Aufgabe der Frau sei die Arbeit nach der ersten Richtung hin. — Ein Referat über „Die Frau im amtlichen Nachrichtendienst“ fiel aus dem Rahmen, da es die Interessen der Beamtinnen zu sehr heraus hob. Ueber „Frau, Presse und öffentliche Meinung“ hielt Frau Dr. Wingerath, Köln, einen in der Form sehr angenehmen Vortrag, der von der Seite des Lesers her die Frage beleuchtete.

In dem Konzert schöner Gedanken und Reden fehlte nur eine Stimme: die Journalistin, die man wohl nicht unbescheiden als Hauptperson auf einer „Presse“-Frauentagung nennen dürfte. Es kamen alle Frauenkreise, die Vertretung und Förderung durch die Presse wünschen und erfahren, es kam auch das große Wort Kultur sehr häufig „zu Wort“, aber die Frau, die gestaltend auf die Presse einwirkt, stand nicht auf dem Podium. Sie saß in den ersten Bankreihen und hatte zu tun. Ein Protest der Berufsjournalistinnen mit etwa 50 Unterschriften war das Ergebnis des Uebergangens und der mangelhaften Ausgestaltung der Abteilung „Frau und Presse“ auf der „Presse“. Die Bestimmung der Journalistinnen wurde am Ende der Tagung durch eine Aussprache und Beschluß zu stärkerer Berufszusammenfassung abregiert.

Doktorinnen und andere selbsterworbene Titel führende Frauen hatten der Frauentagung ein geistiges Relief gegeben, wie es sich selten wiederholt. Die Summe der Frauenarbeit auf allen Gebieten spiegelte sich in den Berufsbezeichnungen und Berufsvertreterinnen. Die Masse der Teilnehmerinnen hielt durch auch bei den Vorträgen. Es wurde alles ernst genommen. Es war ein erfreuliches Bild des Frauenwillens zur Arbeit und zur Entwicklung. Auch die gesellschaftliche Seite war glänzend. 3000 Frauen waren bei Kölner Frauen zum Tee eingeladen. Dombelauchung, Rheinfahrt, Festausführung der „Sphigenie“ bildeten eine Ergänzung.

Gemeinschaft wollte man auf dieser bürgerlichen Frauentagung in Köln schaffen und empfinden. Aber schmerzhaft fühlte der, der nicht „bürgerlich“ denkt, daß man hier nur Gemeinschaft auf einer gewissen sozialen Ebene sucht. Das Volk, die, die schaffen, der einfache und bedrückte Mensch, gehörte nicht dazu. Man sprach von ihm im Tone der „inneren Mission“.

Wir müssen solche Denkart zurückweisen. Arbeit für andere kann nur leisten, Führer und Wegweiser kann nur sein, wer die tiefe Demut des Wortes in sich fühlt, das in der Sozialabteilung der „Frau und Presse“ auf der „Presse“ steht: und das dem Sinne nach etwa lautet:

Wir müssen den andern helfen, „nicht weil wir besser sind, sondern weil wir es besser haben“.

Stoffe.

In der durchaus rechtsorientierten Zeitschrift „Volk und Reich“ werden kommentarlos einige Auszüge aus dem Buch von Edgar J. Jung „Die Herrschaft der Minderwertigen, ihr Zerfall und ihre Ablösung“ gebracht, die sich mit Ehe, Familie, Gebärtskreis und verwandten Problemen beschäftigen. Es ist gar selten, wie sich hier Mittelalter und 20. Jahrhundert mischen, wie die muffigen, düsteren Gewölbe gotischer Kathedralen plötzlich von blendendem Licht vielerzigt: elektrischer Bogenlampen überstrahlt erscheinen. Folgende Sätze findet man im engsten Nebeneinander:

„Während der Geist des Mittelalters den breiten Massen nur die Wahl zwischen Sakrament und Unzucht übrig ließen, findet heute eine Vermischung aller Grenzen, eine fortschreitende Entheiligung der Ehe statt.“

Außerst interessant aber ist nun, wie Herr Jung und mit ihm die Kreise um „Volk und Reich“ sich selbst an der „Verwischung“ und „Entheiligung“ beteiligen. Ihre völkische Verachtung der gewollt kinderlosen Ehefrau verführt sie zu folgender Hehelei:

„So hoch Ehe und Mädchenehre einzuschätzen sind, muß doch bekannt werden, daß die ärmste uneheliche Mutter, die ihr Kind hingebungsvoll aufzieht, daß dieses „gefallene Mädchen“ mehr leistet als tausend Ehefrauen, die in allen Ehren das Kind oder die Kinder ablehnen.“

Es wäre angebracht, Herrn Jung die Ehrenmitgliedschaft im „Bund für Mutterchutz“ anzubieten, der diese Barbareien seit etwa zwanzig Jahren auf seine Fahne geschrieben hat.

Ein Rechtsblatt stellt „mit Entsetzen“ fest, „daß trotz der Ueberflutung der akademischen Bezüge mit männlichen Anwärtern jetzt schon mindestens vier weibliche Zivilrichter in Berlin bestellt worden sind“. Sie macht es dem Zentrumminister Schmidt zum bitteren Vorwurf, daß er scheinbar „alle Bedenken, die die katholische Kirche mit Fug und Recht gegen das Heraustrreten der Frau aus dem Heim, aus dem Mütterlichen und Fürsorglichen hegt“, überwinden zu haben scheint, um „es entgegen den Anschauungen der katholischen Kirche für richtig zu halten, daß die Frau, die in Jahrtausenden nie die Führung in Staat und Gerichtsbarkeit übernommen hat, es in der gegenwärtigen Zeit tut“. Was den letzten Vorwurf anbetrifft, so muß es das Blatt schon dem Zentrum und der katholischen Kirche selbst überlassen, sich wohlanschaulich und praktisch mit den Forderungen einer neuen Zeit auseinanderzusetzen und den Grad von Anpassung zu erreichen, der mit der katholischen Lehre vereinbar erscheint. Gegen die immer wieder vorgebrachte, sonderbare Auffassung, daß erst dann die Einstellung von Frauen auch nur von fern in Erwägung gezogen werden darf, wenn der letzte und ungeeignete männliche Anwärter untergebracht ist, haben wir uns schon wiederholt verwahrt. Ganz besonders ist das reaktionäre Organ aber erhoht, daß die Gattin des Berliner Rechtsanwalts Koplowski Zivilrichterin beim Landgericht III ist, wo auch der Sozjus ihres Mannes als Rechtsanwalt zugelassen ist. „Das Vertrauen zur Rechtspflege muß untergehen, wenn ein Rechtsanwalt seine Frau Richterin werden läßt (es ist auch wirklich nicht einzusehen, warum er sie nicht lieber etwas anderes „werden läßt“) und sein Anwaltssozjus dann seine Prozeßanträge, seine Anwaltskosten dem Gegner aufzuerlegen, bei der Frau seines Sozjus stellt. Warum finden die Termine dann nicht gleich im Rechtsanwaltsbureau statt, da wir doch in der Zeit der „Nationalisierung“ leben und überflüssige Wege zum Gericht erspart werden können? Jeder sein eigener Richter!“ Zum Schluß folgt dann noch die Ankündigung, daß man an Minister Schmidt wegen dieser Angelegenheit in Landtage eine Anfrage richten wolle. Ganz abgesehen von dem Verdacht der Bestechlichkeit, den man in dieser Notiz unzweideutig gegen die Richterin Koplowski erhebt, ist es dem Blatt aber bisher noch nicht eingefallen, andere verwandtschaftliche Verhältnisse zwischen Richter und Rechtsanwalt — wie z. B. Vater und Sohn, Bruder oder Vettertschaft — zu betämpfen. Aber wenn es sich um Mann und Frau handelt, ist mit einem Male die Rechtspflege gefährdet!

Wie Hausfrauen bemogelt werden.

In einer Hauszeitschrift, die eine Herstellungsfirma von Schnellwaagen unter ihren Vertretern verbreitet, gibt ein Vertreter dieser Fabrik wichtige Aufschlüsse über gewisse Geschäftspraktiken von Kleinhändlern und Filialleitern, die das Interesse der Öffentlichkeit verdienen. Der Vertreter plaudert über Methoden, Kaufleute von den Vorteilen der Schnellwaagen gegenüber den alten Balkenwaagen zu überzeugen. Er besuchte den Inhaber einer bedeutenden Feinkosthandlung, die etwa vierzig Zweiggeschäfte unterhält. Der Inhaber ist durchaus nicht von den Vorteilen der Schnellwaagen zu überzeugen, sondern meint, daß seine Geschäfte mit den alten Balkenwaagen ebenso schnell und genau wiegen. Auf die Frage des Vertreters, ob er das denn schon durch Stichproben festgestellt habe, muß er allerdings mit Nein antworten.

Der Vertreter war sich nun, wie er schreibt, „sofort klar, daß ich die Firma von der Notwendigkeit der Anschaffung der Schnellwaagen nur überzeugen könnte, wenn ich die Stichproben selbst vornehmen würde. Ich erbat mir hierzu die Erlaubnis und machte am Nachmittag in verschiedenen Filialen Einkäufe, um sie später auf unserer Waage nachzuwiegen. Ich machte hierbei ausdrücklich zur Bedingung, daß aus dem Ergebnis der Stichproben dem Personal keine Vorwürfe oder Unannehmlichkeiten entstehen dürften. Meine Enttäuschung beim Kontrollwiegen war einen Augenblick lang groß, da tatsächlich von einem Ueberwiegen, wie ich erwartet hatte, keine Rede sein konnte. Das Gegenteil war der Fall. Wir stellten fest, daß bei Käse, Wurst usw. trotz der mitgenommenen Verpackung etwa 10 bis 12 Gramm am Gewicht fehlten. Von dieser Wahrnehmung war die Firma sehr bestürzt. Es wurde ihr nun klar, warum die Filialleiter bisher Schnellwaagen abgelehnt. Auf den alten Balkenwaagen hatte der Verkäufer beim Abwiegen einfach die Ware auf die Waage geworfen und so den Anschein erweckt, als ob er reichlich gewogen habe. In Wirklichkeit wies die Waage aber stets Rindergewicht auf. Das bedeutete für den Filialleiter eine schöne Nebeneinnahme, die für die Firma die Folge hat, daß der Käufer beim Nachwiegen die Differenz feststellt und künftig die Geschäfte meidet.

Weilbehaltung der veralteten Waagen erwachsen könnte, und erstellte mir den Auftrag.“ So also wird es gemacht, um Nebenbedienste zu erzielen — auf Kosten der breiten Massen der Konsumenten!

Die ägyptische Frau.

Der Kampf der ägyptischen Frau um die Erlangung gleicher Rechte wie die des Mannes begann vor etwa 30 Jahren. Dank dem Bemühen einiger ägyptischer Vorkämpferinnen, die ihr Leben dieser Aufgabe widmeten, nahm die Bewegung in den letzten Jahren an Intensität zu. Wer die ägyptischen Zeitungen und Zeitschriften — besonders die von Frauen geleiteten — aufmerksam verfolgt, bemerkt, daß die Europa und Amerika umspannende Frauenbewegung im Reiche der Pharaonen heute einen ähnlichen Verlauf nimmt. Schon vor 6000 Jahren hatte die Ägypterin maßgebenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten des Landes. Im allgemeinen besaßen die Frauen dieselben bürgerlichen und politischen Rechte wie die Männer.

Es gibt in der Geschichte des alten Ägypten Beispiele dafür, daß Frauen Rollen gespielt haben, die heute noch keine Frau wieder erreicht hat. Ein kleines Beispiel hierfür ist: Unter der dritten Dynastie betleidete Antem, die Tochter des Hofschreibers Anupemant, die Stelle eines Präfekten im Verwaltungsdienst. Durch ihre hervorragende Intelligenz, die sie an den Tag legte und die Aufmerksamkeit ihrer Vorgesetzten auf sich zog, war sie bald eine der bedeutendsten Persönlichkeiten ihres Landes geworden. Der König ging so weit, aus ihr einen Präfekten des Distrikts Crocoditopolis (heute Fayum) zu machen, indem er ihr gleichzeitig unter Ernennung zum General das militärische Kommando über die „Pforten des Ozeidents“, welche die Grenze der ganzen Region bildeten, übertrug. Diese erstreckten sich von Fayum bis zum Mareotis, dem heutigen Alexandria, „einschl. aller Wüsten, Oasen und der dazu gehörigen Jagdgebiete“. Wenn also die heutige Ägypterin ihre Tätigkeit den öffentlichen Fragen zuwendet, so bedeutet dies ihren ausgesprochenen Willen, zu ihrer uralten Stellung zurückzukehren.

In den letzten 10 Jahren sind etwa 15000 Lehrerinnen ausgebildet worden, die an allen Orten des Landes Unterricht erteilen. Viele davon haben Schulen gegründet, die sie selbständig leiten. Der Schleier ist vielfach verschwunden. Die gebildeten Schichten und die meisten Städterinnen kennen den Schleier heute nicht mehr.

Frauen dürfen nicht Professor werden.

Wie im Hauptausschuß des Preussischen Landtages festgestellt worden ist, ist es augenblicklich in Preußen noch kaum möglich, eine Frau zur ordentlichen Professorin zu machen. Hemmend wirkt das Vorschlagsrecht der Fakultäten. Die Versammlung der Professoren in den Fakultäten wehrt sich gegen den Einbruch der Frauen in ihr geheiligtes Bereich. In ganz Preußen gibt es gegenwärtig 16 Privatdozentinnen, von denen vier nicht beamtete außerordentliche Professorinnen sind: Professor Rhoda Erdmann, Berlin — Professor Paula Hertwig, Berlin — Professor Weitner, Berlin — Professor Emmy Noether, Göttingen. Außerordentlich schwer ist es noch, auch nur etatsmäßige Professuren für solche Frauen zu bekommen, deren Bedeutung niemand anzweifelt. Doch ist zu hoffen, daß am Berliner Krebsforschungsinstitut, das vor kurzem sein 25jähriges Bestehen feierte, ein planmäßiges Extraordinat nicht nur für Geheimrat Blumenthal, sondern auch für Professor Rhoda Erdmann, die Begründerin des Zellforschungsinstituts, geschaffen wird.

Damencoupé. Auf dem Bahnsteig in Basel verlangt eine norddeutsche Dame ein Frauencoupé. Der alemannische Schaffner wiederholt auf jede Frage: „Steigen Sie ine, ins „Non fumeurs“. Die Dame wird scharf: „Nein, ich wünsche ein Damencoupé! Ich habe schon dreimal gesagt: Damencoupé!“ Darauf der Schaffner behaglich: „Allez, steigt Sie numme-n-ine, bi uns sin die Geschlechter nit eso verschiedel!“

Rindergewicht.

Heinz unterhält sich mit seinem Vater über das Großwerden. Sie rechnen aus, wann er zwanzig Jahre alt sein wird. Der Vater meint: Dann bist du ein Mann und kriegst keine Schläge mehr.

Heinz: Oh, du schlägst mich ja nicht mehr.
Der Vater: Weiß ich dir begreiflich machen möchte, daß du von selbst artig sein sollst.

Heinz (vertraulich, mit einem nachdenklichen Lächeln): Weißt du, es ist hart, artig zu sein, wenn man ein Kind ist.